

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 64 (2008)
Heft: 4

Artikel: Sprache ist in erster Linie Musik [Teil 2]
Autor: Mayor, Guy André
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprache ist in erster Linie Musik

(Teil 2)

Von Guy André Mayor

Ich habe verschiedentlich angedeutet, dass nicht wir uns der Sprache bedienen, sondern vielmehr *sie* sich unserer bediene, oder anders: dass nicht wir die Sprache beherrschten, sondern sie uns. Selbst wenn Ihnen die Formulierungen ein wenig zu resolut oder zu apodiktisch klingen: Ich nehme sie aus gutem Grund nicht zurück. *Denn Sprache ist auch als Noch-nicht-Text, als zu Ausdruck drängender Impuls, als System in unserm Kopf oder sonstwo, eine Wirkgrösse.* Sie ist, haben wir festgestellt, ein System aus lexikalisch-musikalischen *Zeichen* und zugehörigen *Regeln*, aber sie ist auch, man muss es nur wahrnehmen wollen und sie machen lassen, *ein unerklärliches Kraftzentrum*, das, behaupte ich, vor allem über ihre Musikalität Bilder und Wortfolgen hervorbringt.

Gestatten Sie mir, mit einer Feststellung aus der modernen Physik *und* aus den ältesten Philosophien einzusetzen: Wir Menschen sind, wie alles, was wir bewusst oder unbewusst wahrnehmen, *Manifestationen von Energie* in allen möglichen Formen. Wir sind, wenn Sie mir die poetische Formulierung durchgehen lassen wollen, Wolke, Welle, Wind und Wirbel, so wie *alles* Wolke, Welle, Wind und Wirbel ist. Auch die Sprache, auch das Sprechen. Und zwar durchaus nicht *nur*, was sich ja in unserem Zusammenhang aufdrängt, im Sinne von Schallwellen.

Die Vorstellung von einer *Inspirationsquelle* ausserhalb des Menschen, d.h. die Idee von der Einhauchung oder Eingebung durch Gottheit, Muse oder Engelwesen, ist vermutlich – weil sie einer konkreten Erfahrung aller achtsamen Menschen entspricht – so alt wie beseeltes, bewegtes und bewegendes Sprechen überhaupt. Also wohl uralte.

Und selbstverständlich ist auch Inspiration – wie Kommunikation, von der sie, genau besehen, lediglich einen Sonderfall darstellt – *ein energetisches Geschehen*. Die drei bedeutenden *monotheistischen* Wüstenreligionen gründen darauf, alle heiligen Bücher der Menschheit nehmen mehr oder weniger explizit auf einen Inspirator, einen Einblaser und Offenbarer, Bezug, die Odyssee, der älteste europäische Abenteuerroman, beginnt mit einer – damals vermutlich ritualisierten – Anrufung der Muse.

Neben der sprachlichen gibt es selbstredend auch eine wissenschaftliche, eine mathematische, eine musikalische, eine technische, eine bildnerische Inspiration, die sich sowohl *im* jeweiligen Medium als auch *aus diesem heraus* entwickelt.

Was immer wir als Inspirationsquelle unterstellen, ob Gottheit, Muse, Engelwesen, Mensch oder übrige Natur: Für *sprachliche* Werke, für das Sprechen selbst, äussert sich die Eingebung immer *in der* und *durch* die Sprache. Das heisst für mich, ich wiederhole: Die Sprache ist nicht nur Medium der Inspiration, sondern Inspirationsquelle selbst.

Wie genau das vor sich geht, kann ich Ihnen ebenso wenig sagen wie sonst jemand. Aber *dass* sich Inspiration *in* der Sprache ereignet, können Sie jederzeit selbst erleben, wenn Sie sich für diese Art der Erfahrung offen halten und sie nicht von vornherein als obsoleten Mystizismus ablehnen.

Eingebung ist das, was im 17. Jahrhundert noch *Begeisterung* hiess und was wir heute *Begeisterung* nennen. Heinrich von Kleist schildert das Phänomen in seinem genialen Aufsatz «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden» und spricht von einer «merkwürdige(n) Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt».

Ich selbst habe die Erfahrung des jähren Wechsels von Sprachgebrauchen zum <von der Sprache> – im Wortsinn – «Gebraucht werden», einmal in einem Gedicht formuliert. Sie werden mir die kleine Eitelkeit nicht verargen, dass ich es Ihnen vorlege:

bin
musiker

und
spiele
laute

spiele
sprache

spielt
auf
mir

Wie sich unvermittelt Wörter und Bilder *wie von selbst* einstellen, wenn man sich der Sprache überlässt, möchte ich Ihnen an einem einfachen Beispiel zeigen.

Ich gehe aus von einem Allerweltssatz:

Wir haben alle unsere persönlichen Katastrophen.

Niemand wird an der Richtigkeit der Aussage zweifeln wollen: Sie entspricht unserer Erfahrung. Nur ist der Satz, so wie er dasteht, hölzern und unanschaulich. Ich lasse mich auf die Sprache ein, folge ihrem rhythmischen Fließen und stelle als Erstes um:

Wir alle haben unsere persönlichen Katastrophen.

Das klingt zwar zu Beginn ein wenig besser, sackt aber nach *unsere* ab, weil zwei schwerfällig-4-silbige Wörter folgen. Nun ersetze ich, einem Impuls nachgebend, *persönlich* durch *privat*. Das ist zwar nicht ganz dasselbe, klingt aber, scheint mir, besser:

Wir alle haben unsere privaten Katastrophen.

Ein siebenhebiger Jambus, immerhin, aber nicht wirklich zufriedenstellend, *unsere* wird ungebührlich in den Vordergrund ge-

drängt, die t-Anhäufung (privaten Katastrophen) wirkt plump, ich merke, der Plural behindert. Also versuch ichs anders:

Wir alle haben unsere privaten Nöte.

– jetzt übernimmt gewissermassen die Sprache die Führung und setzt den Satz hexameterartig mit Jamben fort – *und manchmal bricht es heftig ein und wird zur Katastrophe.*

Auch diese Formulierung ist noch nicht geglückt: Was, bitte, soll es sein? Wies weitergeht, weiss ich noch nicht: Ich lasse jetzt die Sprache machen:

Wir alle haben unsere privaten Nöte und manchmal, unversehens, bricht die Not entzwei und wird zur Katastrophe.

Der zweite Teil – der nach *Nöte* – hat durch *unversehens* und *bricht entzwei*, vor allem, weil es ungewöhnlicher Weise *die Not* ist, die entzweibricht, etwas Dramatisches erhalten. Bloss stört im Eingangssatz immer noch *unsere privaten*, weil da nur mit Mühe und Not ein unerwünschter Hiatus vermieden ist. Zudem sind *unsere Nöte* doch immer auch *private Nöte*, die Kombination erzeugt Redundanz. Warum nicht, lockt mich Muse Sprache, versuchsweise *private* weglassen? Ergibt:

Wir alle haben unsre Nöte, und manchmal, unversehens, bricht die Not entzwei und wird zur Katastrophe.

Sie haben gemerkt, ich habe aus dem Dreisilber *unsere* durch einfaches Auslassen des e einen Zweisilber, d. h. aus *unsere* *unsre*, gemacht. Jetzt könnten wir sogar rückumstellen – und so eine Zusatzbedeutung erhalten:

Wir haben alle unre Nöte, und manchmal, unversehens, bricht die Not entzwei und wird zur Katastrophe.

Das ist sowohl *wir alle* als auch *alle Nöte*, im zweiten Teil dann kommt der Spezialfall: die Katastrophe.

Aber der Ausnahmefall, zu dem die Katastrophe mittlerweile geworden ist, ist ungenügend markiert, das *und* vor *manchmal* wirkt zu harmlos, der Katastrophenteil zu geglättet. Die Sprache drängt mir nach Nöte einen *Punkt* – mithin eine Pause – auf, dann ein *nur*. Und ersetzt wie nebenher *haben* durch ein anderes Verb:

Wir kennen alle unsre Nöte. Nur manchmal, unversehens, bricht die Not entzwei und wird zur Katastrophe.

Allerdings passt der Schlussteil nun nicht mehr zur zusätzlichen Dramatik, die durch das Ausnahme-markierende *nur* in unseren Satz geraten ist. So schlägt mir die Sprache, der ich bloss zu folgen brauche, eine andere Rhythmisierung vor. Durch eine zweite Pause, eine Kleinstpause nach *nur*, die durch einen Doppelpunkt erzwungen wird. Durch Streichung des additiven *und* und durch ein neues Verb. So heisst die vorläufig letzte Fassung:

Wir kennen alle unsre Nöte. Nur: manchmal, unversehens, bricht die Not entzwei, schlägt um in eine Katastrophe.

Es steht Ihnen selbstredend frei, auch diese Sätze misslungen zu finden. Etwa zu pathetisch. Formal gesehen besteht die Folge aus drei deutlich voneinander abgehobenen Teilen, die inhaltlich Sinn ergeben: einem ersten, vierhebigen, einem mittleren, sechshebigen und einem letzten, wiederum vierhebigen Jambus mit Pausen, die einerseits den Spezialfall, andererseits das Umschlagen in die Katastrophe markieren.

Meines Erachtens hat die letztgenannte Formulierung gegenüber dem Holpersatz zu Beginn – <Wir haben alle unsere persönlichen Katastrophen> – an Differenzierung, Dramatisierung, Eindringlichkeit und Anschaulichkeit gewonnen. Zudem wird das Hereinbrechende von Katastrophen beschrieben, das im Ausgangssatz allenfalls entfernt

mitschwang, und der Umstand, dass Katastrophen einen glücklicherweise in aller Regel nicht ununterbrochen ereilen.

Entscheidend ist aber nicht, ob Sie mit der Endformulierung glücklich sind oder nicht, entscheidend ist ausschliesslich, dass Sie schrittweise haben nachvollziehen können, wie Sprache *selbsttätig* wird, *wie sie einen*, wenn man sie gewähren lässt, *über die musikalische Form*, die sie einem eingibt, *auch zu inhaltlichen Einsichten führt*, an die man bei der ersten, rohen Formulierung gar nicht gedacht hat.

Da geschieht – in einem ununterbrochenen Dialogisieren mit ihrer Musik – *die Geburt des Textes aus dem Geist der Sprache*. Die Anspielung auf Nietzsche habe ich deshalb gewählt, weil mir scheint, man könne an den Texten dieses so verzweifelt gegen die Verfassung von Welt und Mensch anschreibenden Dichters die *pochende Kraft* und *Eigenwilligkeit* der Sprache exemplarisch studieren.

Natürlich können Sie, falls Ihnen die Vorstellung, das Sprachrohr eines Gottes oder sonst einer Inspirationsinstanz sein zu sollen, unangenehm ist, auch von *Intuition* sprechen. Bloss geraten Sie, wenn Sie beschreiben wollen, was denn Intuition sei und wie genau sie funktioniere, ebenso in einen Erklärungsnotstand wie ich, wenn ich die «Sprache» selbst als Inspiratorin bezeichne.

*

Nachdem Sie meine These, Sprache sei eine Wirkgrösse, ein Kraftzentrum, eine Inspirationsquelle, ohne vernehmliches Murren entgegengenommen haben, kann ich es wagen, zum Abschluss meiner Ausführungen einen Schritt weiter zu gehen und Ihnen ein *Denkmodell* vorzustellen, an dem mir viel liegt, obgleich es auf Anhieb mit unserem Thema nicht recht zusammenzuhängen scheint.

Ich bitte Sie allerdings, in jedem Moment meiner Argumentation daran zu denken, dass es sich um ein *Modell*, also lediglich um eine *mögliche* Darstellung dessen, was wir für gewöhnlich «die Wirklichkeit» nennen, handelt, auch wenn Sie vielleicht intuitiv dazu neigen, die Beschreibung für angemessen zu halten.

Ausgangspunkt dazu ist die bereits vorgetragene physikalische Feststellung, wir Menschen seien, wie alles, was wir bewusst oder unbewusst wahrnehmen, Manifestationen von Energie in allen möglichen Formen. Wir seien Wolke, Welle, Wind und Wirbel, so wie alles Wolke, Welle, Wind und Wirbel sei. Auch die Sprache, auch das Sprechen.

Falls es zutrifft, dass wir Manifestationen von Energie in allen möglichen Formen sind und dies grundsätzlich für *alles andere* gilt, können wir folgern, dass wir sowohl untereinander als auch mit allem andern Begegnenden *energetisch verbunden* sind. Anders gesagt, dass wir mit allen und allem unablässig *energetisch wechselwirken oder kommunizieren*. Mir scheint, Watzlawicks Satz, wir könnten nicht *nicht* kommunizieren, habe auch und vor allem für diese Art der meist vor- oder unbewussten energetischen Kommunikation Gültigkeit.

Allerdings vermute ich gleichzeitig, energetische Formen der Informationsübermittlung und Kommunikation eigneten sich in erster Linie für «*emotionale*», für *nicht diskursive* Informationen, und fasse die Überlegungen in die folgenden Thesen:

1. Die *grundlegendste* Form jeder «Kommunikation», jeden Austausches von «Information», ist die *energetische*.
2. Menschen kommunizieren (wechselwirken) *unablässig* mit allem Begegnenden (auch) energetisch.
3. Energetische Informationsübermittlung und Wechselwirkung ist zwar bedeutend *schneller* als z.B. sprachliche und wirkt quasi-direkt, ist aber vermutlich für diskursive Informationen weniger geeignet.

Verstehen wir *Sprache* als im Gehirn *repräsentiertes* energetisches System, *Sprechen* als eine ihrer energetischen Manifestationen und nehmen den *Feldbegriff* – was von den physikalischen Modellen her zulässig ist – hinzu, ergeben sich die Thesen:

4. Auch Sprache ist (u. a.) *ein energetisches Phänomen* und bildet ein *komplexes energetisches Feld*.

5. *Texte* – gesprochene und schriftliche – bilden ihrerseits *damit zusammenhängende Felder*, die, jedenfalls wenn der Text elektronisch oder schriftlich *fixiert* ist, erhalten bleiben.
6. *Textfelder* bestehen vermutlich nicht aus diskursiv <lesbaren>, sondern aus emotionalen – z. B. *intentionalen* – Schwingungen.

Bringen wir den *Textrezipienten* ins Spiel, können wir sagen:

7. Menschen können aufgrund ihrer eigenen energetischen Felder *mit energetischen Textfeldern interagieren*. Im Falle von *schriftlich fixierten* Texten sogar über ungewöhnlich lange Zeiträume hinweg.
8. Lesende «nehmen» über Textfelder v. a. emotionale bzw. intentionale Informationen «auf».
9. Bei jedem Akt der Kommunikation bzw. bei jeder Wechselwirkung entsteht ein *neues* energetisches Feld.

So weit, so gut – oder ungut, die Entscheidung darüber muss ich Ihnen überlassen.

Bloss: Was haben wir, abgesehen davon, dass wir für das, was möglicherweise *die Welt im Innersten zusammenhält*, einen Namen und entsprechende Modelle gefunden haben, mit dem energetischen Kommunikations-, Sprach- und Textmodell gewonnen?

– Wir haben mit einem physikalisch-biologischen Modell sprachlich-psychologische Phänomene beschrieben und so zwischen so genannten Natur- und so genannten Geisteswissenschaften eine Brücke zu schlagen versucht.

– Wir haben den merkwürdigen Umstand, dass wir einen – gesprochenen oder schriftlichen – Text oft verstehen, *bevor* wir zu Ende gehört bzw. gelesen haben, mit einem *andern* Konstrukt als dem des Ergänzens durch abgespeichertes sprachliches oder Weltwissen zu erklären versucht.

– Wir haben darüber hinaus ein Erklärungsmodell für das Phänomen, dass wir häufig einen Text auch dann «verstehen», wenn er sprachlich *unangemessen* formuliert oder fragmentiert ist.

– Und wir haben schliesslich eine Möglichkeit eröffnet, wenigstens *ansatzweise* und über nicht im engen Sinne sprachliche Elemente erklären zu können, warum uns auch uralte Texte oder unbeholfene Kindertexte spontan «berühren» und begeistern können. Nämlich über ihre *energetische* «*Geladenheit*».

Wie wir die an all den geschilderten Prozessen beteiligten Energien nennen, ob wir sie, um nur einige wenige aufzuführen, mit *Hans Driesch* als «biologische Felder», mit *Rupert Sheldrake* als «morphogenetische bzw. morphische Felder» oder mit *Annie Berner-Hürbin*, die übrigens das (fein)energetische Modell, so weit ich sehe, als Erste auf sprachliche Erscheinungen angewendet hat, als «subtile Energie» bezeichnen und wie wir sie von Fall zu Fall differenzieren, ist für unseren Zusammenhang unerheblich.

Damit sind wir zwanglos zu unserem Thema zurückgekehrt.

Ähnlich wie (fein)energetische, deren Wirkung ich als *quasi-direkt* bezeichnet habe, wirken *musikalische Zeichen* «*unmittelbarer*» als sprachliche, weil sie – neben der musikalischen – nicht auch noch, wie die sprachlichen, eine *lexikalische* Bedeutungs- und also Wirkkomponente haben. Die musikalische Komponente von Sprache wirkt *schneller* und «*unmittelbarer*» als die lexikalische. Und zwar sowohl bei der Produktion als auch bei der Rezeption sprachlicher Gebilde. Deshalb behaupte ich, Sprache sei in erster Linie Musik.

Auch wenn ich freilich nicht *bewiesen* habe, was ohnehin – auch neurologisch – nicht beweisbar ist, weil Sprechen diese merkwürdige Verbindung von Klangbedeutung und lexikalischer Bedeutung eingeht: Falls Ihnen ab und zu durch den Sinn fährt, *Sprache sei in erster Linie Musik* oder, noch hübscher, *der Mensch sei das mit Sprache in erster Linie Musik machende Lebewesen*, hat mein Referat, wie aussernd auch immer es war, seinen Zweck erreicht.

Und wenn Sie darüber hinaus vielleicht, falls Sie dies nicht ohnehin tun, beim Sprechen und Hören, beim Schreiben und Lesen sich auf die Musikalität der Sprache einlassen, sich von der Sprache leiten lassen, bin ich geradezu glücklich.